

Leseprobe aus: Göppel/Zander (Hrsg.), Resilienz aus der Sicht der betroffenen Subjekte  
ISBN 978-3-7799-4528-4 © 2017 Beltz Verlag, Weinheim Basel  
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4528-4>

Rolf Göppel und Margherita Zander

# Resilienz und Biografie

## Einleitung in die Thematik des Bandes

### 1. Die Ursprünge der Resilienzforschung

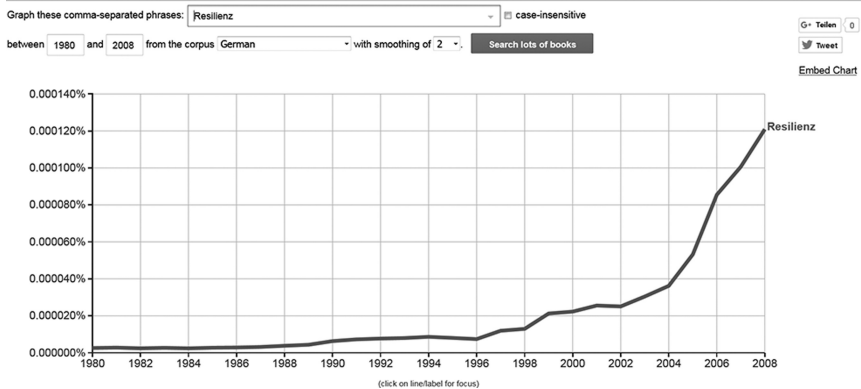
„Resilienz“ ist weder in der Pädagogik noch in der Psychologie ein einheimischer Fachbegriff. Der Begriff stammt aus der Materialforschung und meint dort die Eigenschaft eines elastischen Materials – etwa eines Gummiballs –, nach der Deformierung durch äußere Kräfte wieder in seine ursprüngliche Form zurückzukehren. In psychosozialen Zusammenhängen tauchte der Begriff erstmals in den 1970er-Jahren in der angloamerikanischen kinder- und jugendpsychiatrischen Literatur auf. Dort wurde er in Längsschnittstudien mit Kindern verwendet, die durch die psychische Erkrankung eines Elternteils besonderen Risikofaktoren ausgesetzt waren (Garmezy 1976, Anthony 1978). Diese Kinder galten als genetisch hoch belastet, und zudem geriet durch die psychische Erkrankung der Mutter oder des Vaters oftmals auch ihre Lebenswelt komplett aus den Fugen. Man wollte in jenen Studien etwas über die frühen Anzeichen und Auslösefaktoren für die psychischen Störungen in der Nachwuchsgeneration erfahren. Das Staunen der Forscher darüber, dass sich ein Teil jener Kinder trotz der hohen Belastungen erstaunlich gut und gesund entwickelte, führte dann im Überschwang gar zu der später wieder zurückgenommenen Rede von den „unverwundbaren Kindern“ (Garmezy 1976, Pines 1981, Anthony/Cohler 1987). Aber in jedem Fall war das Interesse dafür geweckt, die traditionelle pathogenetische Fragerichtung nach den Ursprüngen von Krankheiten, Abweichungen, Störungen aller Art einmal umzukehren und nach den Wurzeln von seelischer Gesundheit, psychischer Stabilität und Widerstandskraft zu forschen. Dabei wurde im Kontext der längsschnittlich-prospektiven Studien an großen Gruppen von „Risikokindern“ auch deutlich, dass menschliche Entwicklungsprozesse offener und variabler sind, als es in den bislang vorherrschenden klinisch-rekonstruktiven Darstellungen erschien. Bis zu diesem Zeitpunkt waren darin oftmals eindeutige kausale Verknüpfungen und deterministische Zusammenhänge zwischen bestimmten belastenden Umständen oder traumatischen Erfahrungen und späteren Fehlentwicklungen postuliert worden, wo es in

Wirklichkeit „nur“ um erhöhte Risiken, somit um Wahrscheinlichkeit statt unterstellter Zwangsläufigkeit, ging.

## 2. Die Popularisierung des Resilienzkonzepts

Inzwischen ist das Resilienzthema längst auch in der deutschen Psychologie und Pädagogik angekommen. Ja, der sperrige, aus dem amerikanischen eingedeutschte Begriff „Resilienz“ hat eine erstaunliche Karriere gemacht, wie aus der folgenden, mit N-Gram Viewer erstellten Graphik ersichtlich wird. Sie bezieht sich auf die relative Häufigkeit des Begriffs in den bei Google Word erfassten Büchern. Demnach hat sich die Verwendung des Begriffs in der deutschsprachigen Literatur in der Dekade von 1998–2008 etwa verzehnfacht. Und der Trend dürfte sich in den Jahren seither noch einmal kräftig beschleunigt haben: Denn gerade in den letzten Jahren gab es eine deutliche Tendenz, dass der Begriff nun auch in die populärwissenschaftlichen Journale, die Feuilletons, die Lebenshilfebücher und damit in die Alltagssprache eingedrungen ist.

### Google Books Ngram Viewer



Inzwischen gibt es eine kaum mehr zu überblickende Zahl von populären Ratgebern zum Thema, die meist mit ziemlich großen Worten daherkommen: Da wird vollmundig versprochen, „Das Geheimnis der psychischen Widerstandskraft“ zu lüften und zu enthüllen, „was uns stark macht gegen Stress, Depression und Burn-out“ (Berndt 2013); da verheißt man, „Die unentdeckte Fähigkeit der wirklich Erfolgreichen“ aufzuspüren (Mourlane 2015) oder die „7 Schlüssel für mehr innere Stärke“ zu überreichen (Heller 2013). Da wird angekündigt, „die Strategie der Stehauf-Menschen“ sowie derer, die „Krisen [...] mit innerer Widerstandskraft“ meistern (Gruhl 2014a), aufzudecken; da empfiehlt jemand eine „Bambusstrategie“, die dabei hilft,

„den täglichen Druck mit Resilienz [zu] meistern“ (Maehrlein 2012). Inzwischen gibt es auch adressatenspezifische Varianten, die unter dem Stichwort „Resilienz“ „Innere Stärke für Führungskräfte“ versprechen (Heller 2015) oder die „Resilienz für Lehrerinnen und Lehrer“ nahelegen, weil damit mehr „Kraft für die Schule und für mich“ zu gewinnen sei (Gruhl 2014b). Die Symbolik, die man auf den entsprechenden Buchcovern findet, ist bezeichnend: Meist ist es das berühmte „Stehaufmännchen“, das als Symbol gewählt wird, häufig aber auch der Schirm, der alle Widrigkeiten des Schicksals und des Alltags abhält, oder das Pflänzchen, das aus dem Asphalt hervorsprießt. Oder aber es ist der Lenkdrachen, mit dem man geschickt die Kräfte des Sturmes für eigene Zwecke nutzen kann, oder der Fesselballon, der einen sanft und gelassen über die Niederungen des Alltags hinwegschweben lässt...

Natürlich gibt es inzwischen auch einen Wikipedia-Artikel zum Stichwort „Resilienz“, der 14 Druckseiten umfasst und durchaus kenntnisreich und recht detailliert die verschiedenen Facetten der Resilienzthematik ausbreitet und sogar einen Unterpunkt „Grenzen der Resilienz und Kritik des Ansatzes“ enthält. Die dort präsentierte Definition von Resilienz ist sachlicher und nüchterner als es die reißerischen Buchtitel, die gern vom „Geheimnis der Resilienz“ sprechen, vermuten lassen. Sie verweist vor allem auf die Verflechtung mit anderen psychologischen Konzepten: „*Resilienz* (von lat. *resilire* ‚zurückspringen‘, ‚abprallen‘) oder *psychische Widerstandsfähigkeit* ist die Fähigkeit, Krisen zu bewältigen und sie durch Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen als Anlass für Entwicklungen zu nutzen. Mit Resilienz verwandt sind Entstehung von Gesundheit (Salutogenese), Widerstandsfähigkeit (Hardiness), Bewältigungsstrategie (Coping) und Selbsterhaltung (Autopoiesis). Das Gegenteil von Resilienz ist Verwundbarkeit (Vulnerabilität).“ Weiterhin wird dort noch auf das resilienztypische Moment des „Trotz alledem“ in längerfristigen biographischen Zusammenhängen verwiesen: „So werden zum Beispiel Kinder als resilient bezeichnet, die in einem sozialen Umfeld aufwachsen, das durch Risikofaktoren wie zum Beispiel Armut, Drogenkonsum oder Gewalt gekennzeichnet ist, und sich dennoch zu erfolgreich sozialisierten Erwachsenen entwickeln. Resiliente Personen haben gelernt, dass sie es sind, die über ihr Schicksal bestimmen (sogenannte Kontrollüberzeugung). Sie vertrauen nicht auf Glück oder Zufall, sondern nehmen die Dinge selbst in die Hand. Sie ergreifen Möglichkeiten, wenn sie sich bieten. Sie haben ein realistisches Bild von ihren Fähigkeiten“ (Wikipedia 2016).

Obwohl das Resilienzkonzept eigentlich eher aus der Entwicklungspsychopathologie stammt, ist heute die Nähe dieses Konzepts zur „positiven Psychologie“ mit ihrer Orientierung an Glück, Gesundheit, Wohlbefinden, Erfolg, mentaler Stärke, Achtsamkeit, Harmonie etc. unverkennbar. „Resilienz“, „Psychische Widerstandsfähigkeit“, „Bewältigungsstrategien“,

„Selbsterhaltung“, „Kontrollüberzeugungen“, „Realitätssinn“..., all das sind einerseits durchaus sinnvolle psychologische Konzepte, die entwickelt wurden, um bestimmte Aspekte menschlicher Entwicklung in den Blick zu bekommen, die in der traditionellen klinisch-rekonstruktiven pathogenetischen Perspektive leicht übersehen wurden. Aber es sind andererseits, wenn sie in der entsprechenden Ratgeberliteratur oder in den pädagogischen Förderprogrammen beschworen, gefeiert, gefordert werden, doch auch bloß „große Worte“ (Bittner 2016), die Optimismus und Wohlbehagen verbreiten sollen, jedoch kaum etwas davon deutlich machen, was es für ein Kind oder einen Jugendlichen tatsächlich heißt, in tristen, lieblosen, desolaten Verhältnissen aufzuwachsen. Solche großen Worte schwächen vielleicht sogar eher die empathische Einfühlung in das kindliche Leid, als sie zu stärken, und vernebeln eher das Verständnis für die psychischen Folgen, als klärend zu wirken.

### 3. Die aktuelle Kritik am Resilienzkonzept

In diesem Sinne gab es in jüngster Zeit auch scharfe Kritik am Resilienzkonzept. So hat Thomas Gebauer 2015 in der Zeitschrift „Psychologie heute“, die sicherlich auch stark an der Popularisierung dieses Konzepts mitgewirkt hat, einen Beitrag mit dem Titel „Resilienz: das missverstandene Konzept“ veröffentlicht. Darin heißt es einleitend: „Alle Welt spricht von Resilienz. Sie wird gefeiert wie ein Allheilmittel für jegliches Problem, dem Menschen in der heutigen Welt ausgesetzt sind. Das soll uns für Krisen stärken – und bewirkt doch das Gegenteil“ (Gebauer 2015, S. 58). Insbesondere gegen die technizistischen Machbarkeitsvorstellungen, die mit diesem Konzept häufig transportiert werden, wendet sich Gebauers Groll: „Die Idee ist einfach: Wer bereit ist, ein wenig zu trainieren, kann resilient werden. Ich-Stärke ist dann keine biographisch gewachsene, im Zuge der psychischen Entwicklung geformte und somit immer auch konfliktive Eigenschaft mehr, sondern eine Technik, die gelehrt und gelernt werden kann“ (ebd., S. 62). Letztlich sieht Gebauer den „Resilienz hype“ vor allem als Ausdruck eines neoliberalen, antisolidarischen Zeitgeistes: „Psychologisch gesprochen soll Resilienz mit Verhältnissen versöhnen, die in ihrer krisenhaften Entwicklung notwendig auch zu wachsender sozialer Ungleichheit führen. Diese Konzeption von menschlicher Widerstandskraft ist in hohem Maße problematisch“ (ebd., S. 63).

Man könnte die Popularität des Resilienzthemas freilich auch noch mit anderen gesellschaftlichen Veränderungstrends in Zusammenhang bringen, nämlich mit den Tendenzen zur Individualisierung. In diesem Kontext hat Ulrich Beck immer wieder die Zunahme „Riskanter Freiheiten“ (Beck/Beck-Gernsheim 1994) beschrieben. Individualisierung bedeutet demnach vor

allem, dass menschliche Biografien aus vorgegebenen Mustern, Vorgaben und Festlegungen herausgelöst werden, dass es weniger Orientierungen durch Tradition, Stand oder Kirche gibt, dass die entscheidungsoffenen Anteile der Biografie zunehmen und zugleich die Vielzahl der Optionen steigt. Entsprechend ist dann auch das „Scheitern“ weniger schicksalhaft, sondern persönlich zuzurechnen und zu verantworten. „In der individualisierten Gesellschaft“, so hat es Ulrich Beck schon 1986 in seinem Buch „Risikogesellschaft“ formuliert, „muß der einzelne entsprechend bei Strafe seiner permanenten Benachteiligung lernen, sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen“ (Beck 1986, S. 217). Unter diesen Umständen liegt es nahe, im Sinne der Selbstsorge auch schon einmal präventiv danach zu trachten, sich selbst, die eigene Psyche, „sturm- und krisenfest“, also „resilient“ zu machen, damit man bei den potenziellen Erschütterungen und Herausforderungen, die das Leben bereit hält, entsprechend gewappnet ist.

Noch einmal stärker instrumentell zugespitzt und kommerziell vermarktet taucht diese Vorstellung von Resilienz als Katastrophenprophylaxe bei Martin Seligman, einem der führenden Vertreter der positiven Psychologie, auf. Er hat ein 150 Millionen Dollar Projekt bei der U.S. Army durchgeführt und wissenschaftlich begleitet, das primär dem Zweck diene, bei den Soldaten die Häufigkeit des Auftretens posttraumatischer Belastungsstörungen nach Kampfeinsätzen zu reduzieren. Im Havard Business Magazine vom September 2011 wird ein entsprechender Artikel mit dem Titel „Stärken Sie Ihre mentale Fitness“, in dem Seligman über jenes Training berichtet und die Nutzenwendungen für den zivilen Bereich beschreibt, mit folgenden Worten eingeleitet: „Persönliche und berufliche Katastrophen müssen nicht zu Depressionen führen. Den Soldaten der US-Armee hilft ein spezielles Trainingsprogramm, aus Schocks und Krisen gestärkt hervorzugehen. Auch Unternehmen können von den Erfahrungen des Militärs profitieren“ (Seligman 2011, S. 56).

Die Frage nach den positiven Entwicklungsverläufen, die Frage danach, wie sich in unterschiedlichen Lebenslagen und selbst unter prekären Lebensverhältnissen „biographisch gewachsene, im Zuge der psychischen Entwicklung geformte“ (Gebauer 2015) und damit stets auch gefährdete und konflikthafte Ich-Stärke entwickeln kann, bleibt als Forschungsfrage indes legitim und spannend, auch wenn man sich der gesellschaftlichen Veränderungsprozesse, die das Interesse an der Thematik derzeit steigern, bewusst ist. Sie bleibt aktuell, auch wenn man gegenüber den kurzschlüssigen Umsetzungen in Trainingsprogramme und den Machbarkeitsbehauptungen generell skeptisch ist und insbesondere die ökonomischen und militärischen Funktionalisierungen des Konzepts kritisch sieht.

Aber nicht nur wegen dieser Neigung zu kurzschlüssigen Nutzenanwendungen und unseriösen Vermarktungen sowie wegen des Passungsverhältnisses zu problematischen Zeitgeistströmungen gab es Kritik am Resilienzkonzept. Auch intern, aus der Scientific Community der Entwicklungspsychologie gab es Kritik, die sich vor allem auf die mangelnde Schärfe der Begrifflichkeiten und auf die Probleme der präzisen Erfassung dessen, was mit „Entwicklungsrisiko“ und mit „gelingender Entwicklung“ gemeint sein soll, bezog. Luthar, Cicchetti und Becker haben unter dem Titel „The Construct of Resilience: A Critical Evaluation and Guidelines for Future Work“ in einer umfassenden Literaturumschau diese Kritik gesichtet und schon 2000 in der Zeitschrift „Child Development“ eine Art „Zwischenfazit“ gezogen. Sie stellen dabei eine Definition von „Resilienz“ an den Anfang, die seitdem zu einer Art „Standarddefinition“ geworden ist: „Resilience refers to a dynamic process encompassing positive adaptation within the context of significant adversity. Implicit within this notion are two critical conditions: (1) exposure to significant threat or severe adversity; and (2) the achievement of positive adaptation despite major assaults on the developmental process“ (Luthar u. a. 2000, S. 543).

Gleichzeitig wird bisweilen betont, dass es für ein wirkliches Verständnis jener besonderen Abwehrkräfte und Bewältigungsmechanismen notwendig sei, Resilienz als *Prozess* zu begreifen und zu erforschen. „Research on resilience must accelerate its move from a focus of description to a focus on elucidating developmental process questions. With accumulated evidence, that a particular variable does affect competence levels within a specific at-risk group, investigators need to focus their inquiry on understanding the mechanisms, by which such protection (or vulnerability) might be conferred“ (ebd., S. 555).

In der Tat wurde und wird in der Resilienzforschung ganz überwiegend versucht, nach Korrelationen zwischen bestimmten frühen Persönlichkeitsvariablen, bestimmten Merkmalen des sozialen Umfeldes und bestimmten „Outcome-Variablen“ zu forschen, also Faktoren zu isolieren, denen eine besondere prognostische Bedeutung für menschliche Entwicklungsverläufe zukommt. Speziell will man solche Faktoren aufspüren, denen beim Vorliegen von insgesamt sehr ungünstigen, riskanten Entwicklungsverhältnissen so etwas wie eine „Pufferfunktion“ zugesprochen werden kann, die also die Chance für das „Trotz alledem“ erhöhen. In der einschlägigen Literatur kursieren entsprechend lange Listen, in denen „Risiko- und Schutzfaktoren“ der kindlichen Entwicklung aufgezählt und in „personale“, „familiäre“ und „soziale“ sortiert werden.

## 4. Faktoren und Prozesse, Quantitatives und Qualitatives in der Resilienzforschung

Das Wissen um die „Mechanismen“ und „Prozesse“ ist aber in der Tat bisher recht spärlich und führt kaum über die kombinierte Betrachtung einiger Wirkfaktoren und deren relative Gewichtung hinaus. Gabriel hat zu Recht festgestellt, dass die Einflüsse, die im Zuge von Erziehungs- und Sozialisationsprozessen zur Ausprägung von Resilienz oder aber von Vulnerabilität beitragen „... nicht linear zu denken“ seien. Aus diesem Grunde meint er, „bieten sich Forschungszugänge an, die im Kern qualitativ angelegt sind und in Fallstudien die Entwicklungsübergänge resilienter Probanden rekonstruieren, um so gleichsam die entscheidenden ‚Entwicklungslinien‘ und ‚Übergänge‘ in Biographien zu entdecken“ (Gabriel 2005, S. 212).

Mit der qualitativen biografischen Forschung, die den Entwicklungslinien, Übergängen, Brüchen und Verlaufsprozessen in individuellen Biografien sowie den Sinngebungen, Deutungen, Ambitionen, Hoffnungen, Enttäuschungen und Rechtfertigungen der beteiligten Subjekte nachspürt, ist ein Forschungsparadigma angesprochen, das bisher in der Resilienzforschung kaum eine Rolle spielt.

Zwar sind populäre Berichte zum Thema Resilienz in der Regel durchaus mit biografischen Hinweisen gespickt, die das Moment des „Trotz alledem“ belegen und zeigen sollen, wie energisch und erfolgreich solche resilienten Personen bisweilen die Dinge ihres Lebens selbst in die Hand genommen haben. In der Regel geht es dann bei jenen zitierten „Musterbeispielen für resiliente Entwicklung“ jedoch um deutlich mehr als nur um „erfolgreich sozialisierte Erwachsene“ im Sinne von basaler sozialer Handlungsfähigkeit, Gesetzeskonformität, Berufstauglichkeit: Die Rede ist meist von herausragenden politischen, künstlerischen oder sozialen Leistungen. So wird in dem SPIEGEL-Leitartikel zum Thema Resilienz mit dem Titel „Die Kraft der Widerständigen“ (Thimm 2009) unter anderem auf Nelson Mandela, Bill Clinton, Willy Brandt, Gerhard Schröder, Anne Frank, Louis Armstrong, Ray Charles, Greta Garbo, Arnold Schwarzenegger, Fritz Pleitgen, Hans-Olaf Henkel, Jermain Jones u. a. verwiesen, um Beispiele von Menschen zu benennen, die trotz sehr schwieriger Kindheitsbedingungen im späteren Leben höchst erfolgreich waren oder sich von gravierenden Schicksalsschlägen in ihrem Lebensmut nicht haben unterkriegen lassen. Aber es bleibt dabei doch in aller Regel bei eher pauschalen Hinweisen auf Dinge wie Flucht, Vertreibung, Armutssituationen, Verlusterfahrungen, problematische Familienverhältnisse, chronische Erkrankungen, Heimaufenthalte... Wie die jeweiligen Betroffenen als Kinder und Jugendliche jedoch unter jenen Bedingungen und Ereignissen gelitten haben, was ihnen in welcher konkreten Situation Trost, Zuversicht und Mut vermittelt hat, welche Deutungen und welche



„Bewältigungsstrategien“ sie für ihre prekäre Situation gefunden haben; wie sie dazu kamen, bestimmte Träume, Sehnsüchte und Ambitionen auszubilden und diese dann gar in konkrete Lebenspläne, Ausbildungsziele und Karriereschritte umzusetzen und mit Ausdauer und Energie anzugehen – all dies bleibt dabei weitgehend im Dunkeln. Dafür müsste man sich in der Tat differenzierter auf die einzelnen Lebensgeschichten einlassen.

In der Resilienzliteratur finden sich bisweilen durchaus kasuistische Fallvignetten, kurze zusammenfassende Berichte darüber, wie Kinder sich unter sehr schwierigen Entwicklungsbedingungen behauptet haben. Doch auch solche Fallgeschichten bringen – wenngleich sie auf ausführlichen diagnostischen Materialsammlungen aus Längsschnittstudien und manchmal auch auf Interviews mit den Betroffenen basieren<sup>1</sup> – kaum die subjektive Binnensicht und die Deutungen der Betroffenen ins Spiel.

## 5. Resilienz aus der Innenperspektive?

Dabei müsste eine prozessorientierte Resilienzforschung ein genuines Interesse an der *Innenperspektive* und damit an der *Biografieforschung* haben. Kramer hat in seinem Beitrag zu dem Band „Was Kinder stärkt“ von Opp und Fingerle (2007) den Versuch einer „Verhältnisbestimmung“ zwischen Resilienzforschung und Biografieforschung unternommen. Die zentrale Differenz bringt er dabei folgendermaßen auf den Punkt: „Statt der hochaggregierten Aussagen eines statistischen Zugangs interessieren hier vor allem der einzelne Fall und die jeweils individuelle Eigenlogik der Lebensgeschichte. Das Zusammenspiel von intrapersonalen und externen Variablen wird hier aus der Innensicht der handelnden Subjekte rekonstruiert. Diese Perspektive scheint damit prädestiniert dafür zu sein, die innerhalb der Resilienzforschung angemahnte fallbezogene prozesshafte Komplexität von Entwicklungsverläufen in den Blick zu nehmen“ (Kramer 2007, S. 80). Obwohl Kramer in vorbildlicher Weise sehr differenziert all die potenziellen theoretischen Anschlussstellen herauspräpariert hat, welche die Biografieforschung der Resilienzforschung zu bieten hat, ist diese Einladung aber, soweit wir sehen, bisher kaum aufgegriffen worden.

Verglichen mit dem weiten Spektrum der unterschiedlichen Fallgeschichten aus dem Feld der Psychopathologie und der Psychotherapie, der Differenziertheit und literarischen Versiertheit der Falldarstellungen in diesen Disziplinen sowie der Elaboriertheit der theoretischen Fallanalysen, die dort

---

1 Vgl. Murphy 1974, Murphy/Moritarty 1976, Werner/Smith 1977, 1982, 1992, Anthony 1987, Brody/Siegel 1992, Vaillant 1993.

anzutreffen ist (von Freud bis Moser, von Richter bis Stierlin und von Sacks bis Yalom), stellt die Resilienzforschung im Hinblick auf detaillierte qualitative, rekonstruktive biografische Zugänge noch weitgehend ein Brachland dar.

So ist es denn auch kein Wunder, dass in dem umfangreichen und systematischen „Handbuch Biographie“, das im Teil VII allen Disziplinen, die „Biographisches Arbeiten als Methode“ pflegen, ein eigenes Kapitel zukommen lässt, zwar die Geschichtswissenschaft und die Literaturwissenschaft, die Kunstgeschichte und die Soziologie, die Religionswissenschaft und die Erziehungswissenschaft, die Gender Studies und die Jewish Studies vorkommen, nicht aber die Resilienzforschung. Immerhin gibt es einen von Brigitte Boothe verfassten Beitrag über „Medizin und Psychologie“, der jedoch ganz stramm „pathographisch“ ausgerichtet ist. Boothe stellt darin dem gängigen, primär am Organismusmodell orientierten Begriff der „Krankheitsgeschichte“ den am Personenmodell orientierten Begriff der „Krankengeschichte“ gegenüber: „Darzustellen ist, wie eine Person ihr Kranksein versteht, wie Kranksein und Leiden als Teil ihrer Lebensgestaltung erfahren wird und welche Möglichkeiten des Umgangs mit und der Überwindung von Leiden sie erprobt. Prototyp einer biographischen Falldarstellung und Fallanalyse in diesem Verständnis ist die psychotherapeutische, besonders die psychoanalytische Kasuistik. [...] Biographie als personale Krankengeschichte ist also genauer zu fassen als rückblickender Prosa-Text, der die körperliche, psychische und soziale Störungs- und Leidensverfassung eines Patienten auf der Basis der Entstehung und der Entstehungsbedingungen der körperlichen und seelischen Beeinträchtigungen narrativ darstellt“ (Boothe 2009, S. 395). Wären analog auch „Resilienzgeschichten“ denkbar, bei denen – bei vielleicht ähnlich gelagerten „Entstehungsbedingungen“ für seelische Beeinträchtigungen – die Wege der Selbstbehauptung, der erfolgreichen Krisenverarbeitung und Regeneration narrativ dargestellt und analysiert werden könnten?

Für die Erziehungswissenschaft sondiert in dem genannten Handbuch Thorsten Fuchs das Terrain, und er kann dabei eine große Bandbreite von Ansätzen und Traditionen benennen, wie innerhalb der verschiedenen Sparten der Erziehungswissenschaft die biografische Methode fruchtbar gemacht wurde, um bedeutsamen pädagogischen Fragen nachzugehen. Grundsätzlich versuche der lern- und bildungstheoretische Ansatz „zu klären, wie das biografische Subjekt in seinem Lern- und Bildungsprozess sein Leben gestaltet. Dieser Ansatz betont somit den Umstand, dass Menschen nicht nur auf äußere Bedingungen reagieren und sich diesen anpassen, sondern sich aktiv mit sich selbst, mit anderen Menschen und mit Dingen und Themen der Welt auseinandersetzen“ (Fuchs 2009, S. 391). Bezüglich des anthropologischen Grundverständnisses gibt es somit eine deutliche Übereinstimmung mit

dem, was immer wieder auch in der Resilienzforschung postuliert wird. Noch größer ist die inhaltlich-thematische Übereinstimmung bei jenen Fragen, die nach Fuchs traditionell das sonderpädagogische Biografieinteresse bestimmen: „In der Sonderpädagogik werden mit biographischen Methoden Momente des Erlebens, Erleidens und Verarbeitens von Behinderung untersucht und Deutungsmuster in den Lerngeschichten von Menschen mit Behinderung sowie ihren Bezugspersonen analysiert. Mit der Untersuchung der Auswirkung von Behinderung auf Lebensentwürfe, der Verarbeitung von Krisen und der Entwicklung neuer Lebenskonzeptionen wird zumeist auch die Generierung alternativer Möglichkeiten pädagogischer Interventionen und der sozialen Integration Behinderter verfolgt“ (ebd., S. 390). In der Tat stehen zahlreiche autobiografische Berichte von Personen mit Behinderung unter dem (resilientypischen) Motto des „Trotz alledem“, und auch auf einige der Beiträge in dem vorliegenden Band dürfte die von Fuchs gegebene Charakterisierung durchaus zutreffen.

Auch der Sozialpädagogik wird ein genuines Biografieinteresse zugeschrieben: „Biographische Prozesse bei jugendlichen Randgruppen, z. B. jungen Straffälligen, Straßenkindern und Drogenabhängigen werden in der sozialpädagogischen Forschung besonders beachtet“ (ebd.). Dabei müssten freilich sowohl die Sozialpädagogik als auch die Sonderpädagogik wie auch die Allgemeine Pädagogik durchaus ein Interesse an differenzierten Schilderungen von individuellen Entwicklungsgeschichten haben, die *nicht* zu „Fällen bzw. Unfällen“ der Erziehung geworden sind (vgl. Ertle/Möckel 1981) – obwohl die Entwicklungsumstände negative Verläufe durchaus plausibel hätten „erklären“ können. Also Interesse an Geschichten, die im Nachhinein als erstaunliche Fälle von Widerstandskraft und Bewältigungskompetenz, von Selbstbehauptung und Selbstheilung, eben von „Resilienz“ betrachtet werden können. Dieter Baacke begründet dieses Erkenntnisinteresse in seinem Einführungsbeitrag zu dem Buch „Aus Geschichten lernen – zur Einübung pädagogischen Verstehens“, jenem Buch, das damals einen wichtigen Markstein auf dem Weg zu einer erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung darstellte, wie folgt: „Die Komplexität und Facettenhaltigkeit sozialer Situationen, mit denen es pädagogisches Handeln immer zu tun hat, erschließt sich in ihren Dimensionen und Möglichkeiten reflektierender Betrachtung am ehesten in Texten, die erzählen. Sie vermitteln ein Reservoir an Erfahrungen, die man aus der Distanz betrachten, ordnen und interpretieren kann. Insofern können sie zu einem Vehikel pädagogischer Einsicht werden“ (Baacke 1979, S. 11).

Einer der Pioniere einer biografisch orientierten Erziehungswissenschaft, Jürgen Henningsen, hat übrigens schon 1981 einen Text publiziert, der auf einen Gastvortrag an der Uni Hannover aus dem Jahr 1963 zurückgeht und von erheblichem Interesse für die Resilienzforschung ist. Dieser Text trägt

den provokativen Titel: „Unglück bildet“, und darin geht Henningsen unter bildungstheoretischen Perspektiven und anhand biografischer Materialien der Frage nach, welchen Stellenwert Autoren, die über ihr Leben reflektieren, dabei Ereignissen und Umständen zuweisen, die zunächst als schmerzlich, belastend, enttäuschend erlebt wurden. Er kommt dabei zu folgendem „erziehungswissenschaftlichen Fazit“: „Ereignisse, die auf den ersten Blick für die Bildung eines Menschen nur negativ zu sein scheinen, wie dort Krankheit und hier seelische Überforderung – allgemein gesprochen: *res adversae*, Widrigkeiten –, können durchaus Folgen haben, die das Individuum im Rückblick auf sein Leben als wertvoll, positiv ansieht und die auch wir nicht anders als positiv ansehen können. Unglück kann bildend wirken – aber wir wissen nie im voraus, ob das so sein wird. Unglück ist kein Erziehungs- und Bildungsmittel zu irgendeinem Zweck, zumindest nicht in menschlicher Hand“ (Henningsen 1981, S. 106).

Natürlich stellt sich im Zusammenhang mit solchen biografischen und damit idiografischen, einzelfallbeschreibenden Zugängen immer die Frage nach dem möglichen verallgemeinerbaren Erkenntnisgewinn. Bittner hat in dem Band „Aus Geschichten lernen“ in pointierter Zuspitzung dem Paradigma der empirischen Forschung, welche das Problem der Relevanz und Repräsentativität der Ergebnisse über entsprechend große und systematisch ausgewählte Gruppen von Probanden zu lösen versucht, jenes andere Paradigma gegenüber gestellt, dem seiner Meinung nach der psychoanalytische Erkenntnisprozess folgt und dem die pädagogische Biografieforschung ebenfalls folgen sollte. Er schreibt: „Wenn es gelänge, einen einzigen menschlichen Lebenslauf in seinem ‚so und nicht anders‘ vollständig durchsichtig zu machen, wüßten wir zugleich alles Wissenswerte über alle nur erdenklichen Lebensläufe“, und er wandelt diesen Satz dann auch noch auf die menschlichen Erziehungsgeschichten ab: „Wenn es gelänge, die Erziehungsgeschichte eines einzigen Individuums richtig, d. h. vollständig und mit den zutreffenden Bedeutungsakzenten darzustellen, wären gleichzeitig alle nur denkbaren Erziehungsgeschichten mit aufgeklärt“ (Bittner 1979, S. 126 f.). Natürlich fügt Bittner dann sogleich hinzu, dass dies ein fiktives Ziel bliebe, da die „vollständige Biographie“ oder die „vollständige Erziehungsgeschichte“ quasi die Quadratur des Zirkels bzw. den Stein der Weisen einer solchen narrativen Pädagogik darstellen würde. Dennoch sei diese Perspektive als erkenntnisleitendes Ideal sinnvoll.

Gleichzeitig ist eine solche Auseinandersetzung mit individuellen Lebens- und Erziehungsgeschichten nach Bittner von großer bildungstheoretischer Relevanz. Mit Bezug auf entsprechende Formulierungen aus Pestalozzis „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“ hat er nämlich ein biografieorientiertes, erfahrungsbezogenes, deskriptives, nichtnormatives Konzept von Bildung entworfen,

welches für die Resilienzforschung eigentlich von hoher Attraktivität sein müsste: *„Bildung – das ist der Gang meines Lebens, meine persönliche Biographie, unter dem Gesichtspunkt betrachtet, was ich aus meinem Leben gemacht habe bzw. was mein Leben aus mir gemacht hat“* (Bittner 1996, S. 63).

Auch in pädagogisch-praktischer Hinsicht kann man nach der Bedeutung fragen, die einer solchen reflexiven Auseinandersetzung mit Lebenserfahrungen zukommt, vor allem mit Blick auf die Idee, das Ringen um Resilienz bei Menschen mit besonders problematischen Lebensgeschichten zu befördern. Jene Dimension des „Kohärenzgefühls“, welche Antonovsky als zentral für die Resilienz ausgemacht hat, ist nicht denkbar ohne biografische Selbstreflexion, ohne Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte. Geht man von der Kurzformel aus, die von Hentig (1985) für die Bildungsaufgabe geprägt hat: „Die Menschen stärken, die Sachen klären“, spricht einiges dafür, dass gerade die Auseinandersetzung mit den Widersprüchen, Bruchstellen und Rätselhaftigkeiten der eigenen Lebensgeschichte zu jenen „Sachen“ gehört, die in besonderer Weise „stärkend“ auf den Menschen wirken. In diesem Sinne hat Opp „Biographische Selbstverständigung“ als eine sinnvolle Perspektive der Resilienzförderung beschrieben und zu Recht festgestellt, Kinder und Jugendliche bräuchten „bei der Entwicklung der individuellen Deutungsmuster, Sinnstrukturen und Zukunftsentwürfe, die sie aus ihren biographischen Erfahrungen heraus für ihr Leben formen müssen, Unterstützung“ (Opp 2001, S. 112; vgl. auch Fröhlich/Göppel 2006).

## **6. Resilienzentwicklung als „Bildungsgeschichte“ der besonderen Art**

Unter dem Titel „Bildung als Chance“ ist im Jahr 2005 sogar ein Buch erschienen, das genau dieses Anliegen der „biographischen Selbstverständigung“ aufgreift und von einem sehr interessanten Ansatz „ressourcenorientierter Biographiarbeit“ mit chronisch psychisch kranken und drogenabhängigen Menschen berichtet. „Ressourcenorientierung“ wird hier so verstanden, dass bei diesen Menschen mit meist recht problematisch verlaufenen Biografien versucht wird, weniger den Krankheitsprozess als solchen zu rekonstruieren, sondern mehr an das anzuknüpfen, was sie einst interessierte und faszinierte. In ihrer Einleitung beschreiben die Autoren das Grundanliegen folgendermaßen: „Frühe, bildende Auseinandersetzungen mit sich und der Welt können aktualisiert und mit gegebenenfalls neuen Deutungen einer interessierten Selbst- und Weltwahrnehmung zugänglich gemacht werden. [...] Eine Bildungsanamnese bewirkt das Wiedererleben und das Wiederbeleben von vergangenen Ereignissen. Es ist verbunden mit Hoffnungen und Wünschen, Enttäuschungen und Ängsten, so dass

Vergangenheit in der Gegenwart lebendig wird und auch emotional wiederbelebt werden kann. Erinnern beinhaltet die Chance, sich mit der Vergangenheit zu identifizieren, aber auch, sich von ihr distanzieren zu können. Eine gelungene ressourcenorientierte Biographiearbeit zeigt, wie Gelegenheiten und Anlässe für neue interessengerichtete Lern- und Veränderungsprozesse erfunden und gefunden werden können“ (Bosshard/Lazarus 2005, S. 7).

Eine besondere Rolle spielen in solchen biografischen Reflexionsprozessen sicherlich stets auch die bedeutsamen persönlichen Beziehungen während der Kinder- und Jugendjahre. Welchen Stellenwert engagierte, zugewandte Erwachsene jenseits der Kernfamilie für Kinder aus problematischen Lebensverhältnissen haben können, hat Nuber mit Bezug auf Emmy Werner folgendermaßen beschrieben: „Sie finden Halt in einer stabilen emotionalen Beziehung zu einer Vertrauensperson außerhalb der zerrütteten Familie. Großeltern, ein Nachbar, ein Lieblingslehrer, der Pfarrer oder auch Geschwister bieten vernachlässigten oder misshandelten Kindern einen Zufluchtsort und geben ihnen die Bestätigung, etwas wert zu sein. Diese Menschen fungieren als soziale Modelle, die dem Kind zeigen, wie es ein Problem konstruktiv lösen kann“ (Nuber 2005, S. 22). Worauf genau es ankommt, damit eine Beziehung zu einem Erwachsenen in diesem Sinne hilfreich, kompensatorisch und resilienzförderlich wird, und wie sich solche Beziehungen über die Zeit hinweg entwickeln, dem wäre aus der autobiografischen Subjektperspektive noch viel detaillierter nachzuforschen.

Bildung ist letztendlich immer Selbstbildung. Die „bildenden Absichten“ von Erziehern und Institutionen decken sich nicht mit den „bildenden Wirkungen“ bei den betroffenen Subjekten. Wie etwas, warum etwas und wodurch etwas „bildend“ auf einen Menschen gewirkt hat, kann in letzter Konsequenz nur dieser selbst beurteilen. Wie und warum jemand gar zu der Einsicht gelangt, Bildung ganz grundsätzlich als Chance für sich und sein Leben zu begreifen und entsprechende Anstrengungen zu unternehmen, diese Chance auch gegen erhebliche Widerstände beim Schopfe zu packen, auch dies lässt sich letztlich am besten aus autobiografischen Texten erfahren. Wie so etwas aussehen kann, wenn gewissermaßen ein Ruck durch eine Person geht, wenn sie erkennt, dass sie trotz widriger Lebensumstände nicht in der Opferperspektive verharren muss, dass sie selbst durch eigene Anstrengung die Dinge zum Besseren wenden kann, dass z.B. Bildung eine Chance für sie darstellt, die eigene Geschichte und die eigene Lage zu verstehen und in gewissem Umfang auch zu verändern, dies kann man am besten und detailliert an autobiografischen Texten studieren.